

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 256 Bydgoszcz / Bromberg, 9. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie waren schon lange mit dem Essen fertig, und doch blieben alle noch sitzen, als müßten sie auf ein Zeichen warten, um sich erheben zu können.

„No . . .!" ließ sich endlich Hanne hören, einen ungeduldigen Blick auf Heinrich richtend.

Da kam es Heinrich, daß es an ihm lag, zuerst aufzustehen und anzufangen mit Beten. Aber es erschien ihm so ungewöhnlich, so unmöglich, daß er abermals in einige Verlegenheit geriet . . .

„Ich?" fragte er dann.

„Wer denn sonst?" erwiderte Hanne, und diesmal kam ihm die Antwort recht höhnisch vor.

Dadurch riß er sich zusammen. Auf seinem Gesicht zeigte sich plötzlich ein ganz neuer Zug: eine Härte, die man bis heute nicht an ihm gesehen hatte. „Nun also: Im Namen Gott des Vaters und des Sohnes . . ." Er schlug das Kreuz und stand groß und kräftig vom Tisch auf.

Sofort polterten die Stühle: alle vier standen da, der Ecke zugewendet, wo ein kleines Kruzifix hing, und sprachen das Tischgebet: So war der junge Scheibenhofer jetzt in die Würde des Bauern und Herrn eingeführt . . .

Darauf ging der Knecht wieder in den Stall hinüber. Die Weiber räumten den Tisch ab. Heinrich stand da und schaute ihnen eine Weile zu. „Ihr kommt jetzt mit mir in die Stube, damit wir einmal ehrlich miteinander verhandeln können!" sagte er dann, und der Ton seiner Stimme litt keinen Widerspruch.

Hanne übergab ihm zuerst all die Schriftsachen, die sie in der Tischschublade verwahrte: Aufstellungen über Milchlieferungen an die Sennerei, über Käs- und Butterbezüge, einen Vertrag über eine Jagdpacht, den gemeindlichen Nutzholzanteil, wie ihn all die sogenannten „Rechtler" besaßen, offene Rechnungen von Handwerkern, die zum Jahresschluß immer beglichen wurden, einzelne Gutschriften von der Schneidsäge und eine Aufzeichnung der Trachtzeiten der einzelnen Tiere im Stall. — Ein Stück nach dem andern legte sie vor ihn hin, mit knappen Worten erklärend und erläuternd.

Heinrich mußte sich wundern über so viel Ordnung, die Hanne in diesen Dingen bewies, aber sie ließ ihn auch erkennen, wie fremd er all dem geworden war. Er kam sich vor wie ein neubackener Lehrbube, dem der Meister die ersten Handgriffe zeigt. Schließlich gab er ihr die Sachen zurück: Sie solle alles wieder dorthin tun, wo es bis heute gelegen habe. Überhaupt werde sich wenig im Haus ändern. Er hätte ja kein Recht, ihr, Hanne, zu befehlen, sie solle die Bücher weiterführen wie bisher, aber wenn sie es freiwillig mache, wäre er sehr froh; denn er müsse sich doch zuerst etwas einarbeiten . . .

Nachdem sie am Tisch Platz genommen hatten, schöpfte der junge Bauer schwer Atem und kam dann auf das Testament zu sprechen: Sie sollten ja nicht glauben, daß er leichteren Herzens vom Schultheiß gegangen sei wie sie; denn er habe immer gehofft, daß er bald wieder nach Chur zurückkehren könnte, wo er doch seine Werkstätte und seine Arbeit habe. Aber nun sei es einmal so, und sie müßten jetzt halt — in Gottes Namen! — das Testament so nehmen, wie es nun einmal war. Natürlich rechne er damit, daß sie ihm allzeit zur Seite stünden und daß sie den Scheibenhof weiterhin als ihre Heimat erachten würden; denn von Zeit zu Zeit müsse er doch auf einige Wochen oder Monate in der Welt draußen sein, und dann wüßte er wenigstens, daß der Scheibenhof in guten Händen sei. Sie sollten ihn also nicht als Herrn, sondern als Bruder ansehen, und der Scheibenhof sei ihre gemeinsame Heimat. So hätte es auch der Vater gemeint. Es sei nun einmal ein altes Recht und Gesetz des Schwarztanns, daß der Hof; zumal der eines Freien vom Freital, in Manneshand liege. Auf diese Weise hoffe er zunächst beginnen zu können, und sollte sich im Laufe der Zeit etwas ändern, dann könnte man sich immer wieder gütlich einigen. Und jetzt sollten auch sie ehrlich und offen ihre Meinung sagen . . .!

Die Frauen hatten ihm wortlos zugehört, meist mit niedergeschlagenen Augen. Nur ab und zu hatten sie den Blick zu ihm erhoben, wenn er gerade etwas sagte, was gegen ihre Erwartung war.

Eine Weile herrschte ein großes, drückendes Schweigen in der Stube, bis dann Hanne das Wort nahm: Sie und Rosin hätten sich schon auf dem Heimweg darüber beraten, und es hinge jetzt alles zunächst davon ab, wie lang es noch dauern würde, bis er ein Weib ins Haus führe . . .?

Heinrich lachte bitter auf: „Ein Weib . . .!"

Hanne schaute überrascht in sein Gesicht: Nun ja, die da drüben — sie deutete zum Wirtshaus „Zur Rabenfluh" hinüber — warte so schon Jahr und Tag darauf. Und alt genug sei er doch auch schon . . .!

Heinrich wollte diese Angelegenheit mit einer schroffen Handbewegung abtun. „Darüber brauchen wir heut noch nicht beraten!"

„Doch!" beharrte Hanne darauf. Gar so lange könnte das nimmer dauern, und deshalb wäre es ihnen schon lieber, wenn er bald ein Stück Grund abtrete und ein Haus erbauen ließe. Es genüge ihnen, wenn sie nur zwei bis drei Kühe halten könnten; denn über den Sommer würden sie auch im Forst beim Pflanzen junger Fichtenbäumchen genug verdienen . . .

„Und wer soll die Arbeit im Scheibenhof tun?" fuhr Heinrich auf.

„Du . . . und dein Weib, ein Knecht: Leut grad genug!"

„Ihr wollt also nicht bei mir bleiben?"

„Nein."

„Und warum nicht?"

Sie gaben keine Antwort.

Er schaute von Gesicht zu Gesicht. Dann stand er rasch auf. Seine Stirne war gefurcht. „Wenn ihr's nicht anders wollt, dann sollt ihr's so haben: Scheibenhofer bin ich! Ein Grund wird vorderhand nicht abgetreten! — Ihr bleibt hier und helft mir bei der Arbeit! So hat's der Vater wollen, und so will es auch ich! — Es kommt kein Weib ins Haus, weil's — weil's einfach nicht geht! Es bleibt alles so, wie es ist! Aber freilich kann bloß einer reden, und ich glaub, das steht dem Scheibenhofer zu!" —

Damit hatte die erste Unterredung ihr Ende. Die Frauen mochten eingesehen haben, daß sie bei seiner heutigen Reizbarkeit nicht zu weit gehen durften. Denn jetzt war er im Recht, man mußte also eine Stunde abwarten, wo die Dinge umgekehrt lagen.

Hanne gab ihrer Schwester einen Wink, und beide Frauen verließen die Stube . . .

Heinrich stand noch eine Weile mit gefurchter Stirne da. Er sah ein, daß es vorbei war mit dem Frieden, den er so sehnlichst wünschte und suchte, weil es von Anfang an am guten Willen dieser beiden Weiber gebrach. Und das konnt ihn so ärgern, daß er am liebsten gleich wieder aus dem Haus gegangen wäre. Aber er mußte jetzt ja selbst allem nachgehen, weil die Schwestern mit der Herrschaft auch die ganze Anteilnahme am Geschick des Scheibenhofes niedergelegt hatten.

Er räumte die Papiere zusammen, schloß sie ein und nahm den Schlüssel zu sich. Dann ging er in seine Kammer, zog sich um und machte seinen ersten Gang als Bauer durch Stall und Scheune . . .

*

An den Sonntagen war es im Wirtshaus „Zur Rabenfluh" gewöhnlich immer recht lebhaft zugegangen; denn schon früh am Nachmittag waren die Bewohner der umliegenden Alpen hier zusammengekommen, tranken ihr Bier, diskutierten, spielten Karten, stritten und kehrten oft am späten Abend wieder in ihre Hütten heim. An diesem Sonntag nun war es außergewöhnlich ruhig. Kein einziger Gast zeigte sich, und mißmutig hing Konrad Immler am Fenster der Wirtsstube und schaute über die verlassenen Wege hin . . .

Am Morgen waren alle zu Tal gegangen, wohnten der Messe bei und suchten dann nähere Verbindung mit den Bewohnern des Taldorfes, in deren Mitte der Schultheiß lebte. Auch von ihnen hatten mehrere die beiden Reiter in wildem Galopp vom Klimmsteig herabsprengen sehen, die beiden Söhne des Schultheißen, und man ahnte, daß sie keine gute Botschaft gebracht hatten. Aber der Schultheiß schwieg; er war eben ein Mann von eiserner Ruhe, wenn sie am Platze war, auch wenn sein Inneres vor Aufregung tobte. Das wußte man, und deshalb nahm man sein Schweigen fast noch ernster, und die ganze Männerwelt des Schwarztanns drängte sich im Wirtshaus des Taldorfes zusammen, in der Hoffnung, einige Neuigkeiten über den Stand der Dinge zu erfahren . . .

Da erschien um die Nachmittagsstunden plötzlich der Schultheiß selbst in der gedrängt vollen Wirtsstube. Jeder hatte ihn dem Hause zulaufen sehen mit seinem harten, ehernen Gesicht, das sonst nicht auch nur leise zu erkennen gab, was im Innern des Mannes vor sich ging. Aber heute schien es ihm doch nicht ganz gelungen zu sein, die ernste Sorgenfalte von der Stirn zu scheuchen, die sich vielleicht vor Stunden schon verräterisch dort eingegraben hatte. Es mußte also etwas ganz Unerhörtes sein, was ihn heut so bewegte und so überraschend in die Mitte seiner Bürger führte.

Kaum hatte der Schultheiß die Türe geschlossen, war es auch schon mäuschenstill in der Stube, und alle Köpfe wandten sich ihm zu. Er blieb aufrecht in der Mitte der Stube stehen und schaute ein paarmal über die Versammelten hin . . . „Schwarztanner!" begann er dann mit seiner tiefen, kräftigen Stimme so laut, daß die Wände hallten. „M'r hend jetzt Botschaft über die Franzosen: Manches Bergtal ist in letzter Zeit von ihnen heimgesucht worden, und sie dringen immer weiter vor! . . . Ein Haufen hat jetzt 's Hintersteinertal verlassen, und wenn er auf der Straße bleibt, kann er in a paar Tag am Klimmsteig sein. Der Herrgott mag's verhüten, daß sie bei uns einbrechen wollen! . . . Und wir? — Wir tun unsere Pflicht und Schuldigkeit! Jeder Tag ist kostbar! . . . Somit biete ich den Landsturm des Schwarztanns auf! Jeder schau seinen Stutzen nach und sei bereit!" . . .

Nach dieser kurzen Rede wandte der Schultheiß sich wieder der Türe zu und verließ eilig die Stube, als wollte er damit anzeigen, daß für ein Hin und Wider jetzt keine Zeit mehr sei.

Alle folgten seinem Beispiel, und in wenigen Minuten war die Wirtsstube leer. Jeder lief seinem Hause zu, um sich sogleich zu rüsten und bereitzumachen für die kommenden Sturmtage . . .

*

Zur selben Stunde eilte ein Mann über die Höhen und Tiefen des Schwarztanntales, trat bei diesem und jenem Hof ein, kam aber gleich wieder heraus, um dann wieder eilfertig weiterzuwandern. Das war der Gemeindediener des Schwarztanns, der die Freien vom Freital auf den Abend zu einer dringenden Sitzung beim Schultheiß zusammenrief. Es waren für ihn weite Wege zurückzulegen; denn die Herrenbauern verteilten sich auf die ganze Länge und Breite des Tales. Der arme Mann mußte also seine ganzen Kräfte aufbieten, um seine Botschaft noch rechtzeitig an alle Männer bringen zu können.

Als er endlich erschöpft an der Rabenfluh ankam, war es nicht mehr weit bis zum Abend. Konrad Immler und seine Tochter Zenzl saßen müßig in der leeren Stube und streckten die Hälse, als sie den Gemeindemann heranstapfen sahen. Auch sie ahnten, daß irgend etwas Böses in der Luft lag; denn solange Konrad Immler Wirt „Zur Rabenfluh" war, hatte er noch keinen Sonntag ohne Gäste gesehen. Und die Siedlung der „Halbjährigen" war heut wie ausgestorben. Nur einige Kinder spielten auf den Wiesen, und unter den Türen zeigte sich dann und wann ein weiblicher dienstbarer Geist, der die Besorgung des Viehes zu bestellen hatte. Aber die Männer und die Burschen schienen weggefegt worden zu sein.

Neugierig lief der Wirt also dem Boten des Schultheiß entgegen und wollte mit der bloßen Einladung zur Ratssitzung heut nicht ganz zufrieden sein. Er solle doch ein wenig niedersitzen und einen Krug leeren; denn sicher hätte ihn der Marsch recht durstig gemacht! Und er gab Zenzl einen Wink, das Getränk auf den Tisch zu bringen.

Doch der Mann wollte sich nicht aufhalten lassen. So not ihm ein wenig Rast und ein kühler Trunk auch tun würden, aber er dürfe nicht länger verweilen; denn es sei ja höchste Zeit, daß er den Auftrag des Schultheißen vollends erledige . . .

„Warum? Bin i denn nit der Letzte?" fragte Konrad Immler verwundert; denn seit der alte Scheibenhofer unter der Erde lag, war er immer der letzte und entlegenste Freie gewesen, den eine Botschaft des Schultheißen erreichte.

Der Gemeindemann schüttelte den erhitzten Kopf. „Heut nimmer; m'r hend ja wieder an Scheibenhofer!"

„An Scheibenhofer . . .?"

„Heinrich . . .?" schrie Zenzl, und ihr Gesicht verfärbte sich.

„Jawohl."

Vater und Tochter sahen sich eine Zeitlang schweigend an.

„Also doch!" sagte dann Konrad Immler zufrieden, und auf sein Gesicht legte sich ein breites Lächeln.

Zenzl war unruhig geworden. Plötzlich band sie die Schürze ab. „Dem sag i's! Trink ruhig dein Bier!" rief sie dem Gemeindediener zu, und ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte sie hinaus und lief auf dem nächsten Weg zum Scheibenhof hinüber . . .

Der Gemeindediener schaute ihr zuerst kopfschüttelnd nach, und als Konrad Immler ihm beschwichtigend auf die Schulter klopfte, ließ er sich erschöpft auf den Stuhl nieder und langte gierig nach dem Krug. Und dann erfuhr der Wirt von all den Dingen, die sich heut nachmittag drunten im Taldorf zugetragen hatten. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Zwischenspiel an der Küste.

Erzählung von Konrad Seiffert.

Sie hatte nur ein paar Monate auf der Farm ihres Bruders in Ost-Afrika bleiben wollen. Aber es war ein Jahr vergangen, ehe sie sich zur Heimreise entschloß. Und nun fuhr sie zurück zur Küste, durch Akaziensteppe, Busch und Palmenwald.

Die Sonne hing unbarmherzig über Gebirge und Ebene, sie zerknetete die Dächer der kleinen Wagen des Zuges. Selbst die Nacht brachte kaum etwas Abkühlung, die Palmen gaben keinen Schatten. Der sengende Wind strich vom Land zum Meer hin. Sie roch den Ozean erst, als sie ihn sah und an einem strahlenden Morgen in den kleinen Bahnhof der Hafenstadt einfuhr.

Zwei Tage hatte sie im Zug gesessen, und einen Tag hatte sie nun noch Zeit für die Stadt am Meer, die weiß und grün war, angefüllt vom Lärm des Hafens und vom Atem des unwirklich blauen Ozeans.

Sie konnte von der breiten Veranda ihres Hotelzimmers das Meer sehen, auch wenn sie im Streckstuhl lag. Sie blickte lange in das glitzernde Blau des Ozeans, in das eherne Blaugrau des hohen Himmels, in das Blaugrün der Palmen. Das Rauschen des Meeres kam verhalten bis zu ihr herauf.

Beim Diner saß ein junger Engländer an ihrem Tisch, ein sehr junger Engländer mit einem gesunden Knabengesicht und mit gesundem Appetit. Sie freute sich über seinen Appetit. Vielleicht lächelte sie. Vielleicht lächelte sie ihm zu. Er errötete bis zu den Ohrläppchen, als ihr Blick seine Augen traf.

Aber dann begann er bald zu erzählen. Bill hieß er. Sie erfuhr, daß er Wege ausmaß, hier in Afrika, belangloses Zeug, lächerlicher Kram war das für ihn. Sie saßen ein paar Stunden zusammen, und sie wußte danach alles von ihm, sie kannte seinen Glauben und seine Heimat, seine Eltern, seine Geschwister und sein Alter, sein Einkommen, seine Ersparnisse, die Tücken seines Autos, seine geheimen Wünsche und Sehnsüchte. Bill erzählte. Sie hörte zu. Sie unterbrach ihn nicht. Sie fragte nicht. Manchmal nickte sie. Manchmal lächelte sie. Und er gestand ihr, daß er noch nie in seinem jungen Leben eine Frau kennen gelernt hatte, die so wunderbar zuhören konnte, wenn er erzählte.

Er lud sie zu einem Autoausflug am Meer entlang und danach zum Tee ein für den Nachmittag. Er saß vor ihr, knabenhaft, rot vor Aufregung und Erwartung. Sie lächelte ihn an und sagte weder nein noch ja. Und er las aus ihrem Schweigen und Lächeln ihre Zustimmung. „Gut!“ meinte er nur, reichte ihr die Hand und verließ die Terrasse mit ein paar jungenhaften Sprüngen. Sie sah ihm lange nach. —

Am Nachmittag, als das erste Ahnen der Abendkühle vom Meer her durch die Palmen und über das Dach des Hotels strich, war Bill mit seinem Wagen da. Er hupte wie verrückt und nahm dann die Treppe der Terrasse in zwei Sätzen. Er hüpfte vor Freude, als sie, noch immer schweigend und lächelnd, neben ihm zu seinem Wagen schritt, er plapperte das dümmste Zeug durcheinander. Sie kam sich beinahe vor wie seine Mutter, obwohl der Altersunterschied zwischen ihnen gar nicht so bedeutend war.

Sie fuhren durch die Straße, die vom Hotel zum Hafen hinunterführte. Der Staub hing als weiße, wehende Fahne an den Hinterrädern des Wagens. Sie bogen nach links ab, sie sah die große Sonne rot und violett tief überm Meer hängen, das in tausend Farben strahlte, Bill sah die Herrlichkeit des Himmels und der Erde nicht.

„Langsamer, viel langsamer!“ gebot sie. Bill gehorchte. Sie lehnte sich weit zurück, sie atmete tief und fühlte sich glücklich. Mit diesem kleinen Zwischenspiel vor der Abfahrt hatte sie nicht gerechnet.

„Noch langsamer!“ sagte sie halblaut mit geschlossenen Augen, und sie ließ es zu, daß der große kleine Bill, der neben ihr saß, ihre Hand suchte, drückte und lange in der seinen hielt.

Dann wendete Bill. Sie fuhren unter uralten Riesenbäumen entlang und ein wenig später durch das lärmende, tobende Gewühl des Eingeborenenviertels mit seinen tausend aufregenden, entsetzlichen, lockenden, fremden Gerüchen und Düften. Und kurz danach hielten sie, hinter einem Wall von Grün und großen gelben und roten Blüten, vor dem kleinen Haus Bills. Der Teetisch war gedeckt. Kristall und Porzellan leuchteten weiß, golden und blau vom Damast der Decke herauf. Der Schirm der Lampe hüllte das kleine Zimmer in Halbdunkel, nur der Tisch lag im Licht, Riesenblüten standen schwer und duftend in einer bauchigen Vase neben Gebäck. Ein Boy brachte den Tee und verschwand lautlos.

Es war ganz still im Raum, als die beiden in den Sesseln saßen. Sie goß den Tee in die Schalen. Bill stand auf, ging zur Tür, schloß sie, war mit einem Satz wieder bei der Frau, riß sie hoch, küßte sie lange. Sie sah, unter den halbgeschlossenen Lidern hervor, wie sein Knabengesicht eckig und kantig wurde, sie wollte sich wehren, sie bekam die Arme nicht frei.

Als sie sich endlich wieder bewegen und wieder sprechen konnte, hatte sie einen roten Kopf. Bill auch.

„Was fällt Ihnen ein!“ schrie sie ihn an, „Sie sind kein Gentleman!“ Und da tat ihr das Schreien schon leid. Wenn er nur wenigstens etwas gesagt hätte! Aber Bill stand da, bewegungslos, zerschmettert, er wagte es nicht, sie anzusehen. Der Tee dampfte aus den Schalen in langen, lichten Spiralen zum Schirm der Lampe hoch.

Einen Augenblick stand sie still, dann nahm sie Tasche und Hut und lief zur Tür. Bill sauste an ihr vorbei, öffnete die Tür, ging schweigend, mit gesenktem Kopf, neben ihr her, zu seinem Wagen. Er öffnete den Schlag, sie stieg ein, er fuhr sie durch den Abend, der voll war vom Gezirp der großen Grillen, zum Hotel zurück. Sie sprachen beide kein Wort auf dieser Fahrt, die ihr endlos zu sein schien. Wortlos auch reichte sie ihm die Hand. Sie ging in ihr Zimmer. Sie warf sich aufs Bett und weinte jämmerlich.

Am anderen Morgen lag der deutsche Dampfer im Hafen, weit draußen, weiß, elegant, wie ein Gruß aus der Heimat. Sie sah lange hin. Sie würde mit diesem Dampfer wegfahren. Sie würde nicht mehr an Bill, an den Knaben Bill denken, der sie geküßt hatte in Afrika, einen Tag vor der Abfahrt des Dampfers nach Europa. Niemand sonst hatte sie in Afrika geküßt. Nur der Knabe Bill.

Sie dachte immer wieder daran, wie dumm sie sich gestern benommen hatte. Sie hatte sich ja — vielleicht — ganz anders benehmen wollen. Sie wußte es nicht genau. Und dann fand sie, daß nicht nur Männer, sondern auch Frauen zu Barbaren, zu Wilden werden, wenn sie zu lange im barra, im pori, in Wald, Steppe und Busch und auf weltabgelegenen Pflanzungen hausen. Und dann fand sie weiter, daß ein Jahr Aufenthalt im Hinterland eine zu lange Zeit ist für eine weiße junge Frau.

Aber es war doch eigentlich nichts weiter geschehen! Sie hatte ihn angeschrien. Kommt denn das nie vor, daß ein Mann einmal von einer Frau angeschrien wird? Das war doch wieder gutzumachen! Und während sie das dachte, ging unten, dicht an der Veranda, der Knabe Bill vorbei. Vielleicht ging er rein zufällig vorbei. Sie erschrak. Bill kam auf die Veranda. Er kam mit gesenktem Kopf und mit bittenden Augen.

Sind sie mir noch böse, kleiner Bill? wollte sie fragen. Und da sagte Bill schon: „Sind Sie mir noch böse?“ Sie antwortete nicht. Sie lächelte. Sie zog Bill in den Stuhl, der neben dem ihren stand. Sie saßen lange auf der Veranda. Bill brachte sie in seinem Wagen zum Hafen, als es Zeit für sie war, an Bord zu gehen.

„Ich komme vielleicht wieder, kleiner Bill!“ sagte sie, und ihre Augen waren feucht. Und sie wußte genau, daß sie nicht wiederkommen würde.

Bill lachte, obwohl er traurig war. „Ich werde warten!“ sagte er. Und dann knatterte das Motorboot mit ihr davon, zum Dampfer hin.

Worauf will er warten? Worauf will er nun warten? dachte sie, während sie vom Schiff aus die weiße Gestalt des Knaben Bill vor dem dunklen Grün der Palmen suchte und fand. Sie winkte hinüber. Aber sie konnte nicht erkennen, ob er ihr Winken sah und ob er zurückwinkte.

Der Beneschauer Bärentanz.

Eine Schnurre von Alfons Hayduk.

Herumziehende Maurer und Musikanten galten im Hultschiner Ländchen als gar nichts Besonderes. Sie sind als fröhlich bekannt, von der leichten Art des Eichendorffschen Taugenichts, der ja in der nächsten Nachbarschaft zu Hause ist, und auch bei Wirtsleuten recht beliebt, da sie einen ordentlichen zu pfeifen wissen.

Einer aus der Hultschiner Musikantengilde, so erzählen die alten Leute — es soll der lustige Janosch gewesen sein — zog nun vor langen Jahren des Nachts vergnüglich und gefüllt bis an den Rand heim. Es war noch zu jener Zeit, da wilde Bären in dem großen Beneschauer Walde hausten und des öfteren Menschen und Vieh anfielen. Man schachtete da im Dickicht tiefe Fallgruben aus, in denen sich die Bestien von Zeit zu Zeit fingen.

Leider geriet der Janosch auch in solch ein erbärmliches Loch, das mit dürren Zweigen und Laub überdeckt war. Er rutschte gewaltig ab und fluchte nicht wenig auf die Beneschauer Bauern, die solche Bärenfallen so nahe am Wege angelegt hatten, daß ein etwas strauchelnder Christenmensch gleich metertief die steilen Wände hinabsank.

Es war stockfinster in der Grube, aber ein asthmatisches Schnaufen, das alsbald in ein bedrohliches Brummen überging, verriet dem plötzlich ernüchterten Musikus, daß er in eine höchst unerwünschte Gesellschaft geraten war.

Aber wie der Liebe Augustin vormalen in Wien in dem Massengrab bei den Pestleichen aufwachte und dennoch seinen Humor nicht verlor, so war auch der Janosch aus Hultschin geistesgegenwärtig genug, zu begreifen, daß hier etwas Außerordentliches geschehen müsse.

Mit Rufen und Hilfeschreien war hier nichts zu machen, das war klar. Denn wo ist noch Beneschau?

Außerdem stand zu befürchten, daß der Bär für bange Laute wenig Verständnis hatte. Andererseits war es mit bloßem Stillehalten auch nicht getan. Konnte man überdies überhaupt wissen, wie lange Meister Petz schon hier in der Grube saß und sich nach einem ordentlichen Frühstückshappen sehnte?

Jämmerlich war dem Janosch zumute. Und dabei, so dachte er, soll doch so ein Bär auch ein höchst musikalisches Wesen sein, sozusagen ein Kollega!

Diese Erwägung gab dem Manne plötzlich einen ebenso naheliegenden wie rettenden Gedanken ein. Flugs ergriff er seine Klarinette und dudelte eine Tanzweise nach der andern.

Das Gebrumm setzte eine Weile aus, statt dessen vernahm der zu Tode Erschrockene näherkommendes Tapsen.

Heilige Muttergottes von Mariahilf!

Der Bär richtete sich auf, wie Janosch jetzt erkennen konnte, richtete sich in seiner ganzen Größe auf — und begann, sich wiegend nach dem Takt der Klarinette zu drehen.

Dem Janosch blieb wortwörtlich die Spucke weg, und er bildete sich nicht wenig darauf ein, den Bären durch die Macht der Musik gezähmt zu haben.

Bedauerlicherweise stellte sich hinterher heraus, daß es sich um einen zahmen Tanzbär handelte, der sogar noch einen Maulkorb trug. Das Tier war seinen Herren, umherstreifenden Zigeunern, entlaufen. Sie suchten und fanden es und zogen den Musikanten beim Morgengrauen mit aus der Grube.

Der Janosch hat freilich die Geschichte später ganz, ganz anders erzählt . . .



Bunte Chronik



Ehemann muß springen!

Der italienische Ort Palanza am Laggio Maggiore gilt als das Paradies der Hochzeitsreisenden und zärtliche junge Eheleute sind dort oft zu sehen. Dagegen gibt es offenbar unter den Einheimischen Frauen, die ihren Männern das Leben zur Hölle machen. Nur so ist ein tragikomischer Vorfall zu begreifen, der sich kürzlich dort zutrug. Ein 41jähriger Arbeiter mit Namen Giovanni, der etwas kümmerlich und schüchtern geraten war, zog bei Meinungsverschiedenheiten mit seiner Ehehälfte regelmäßig den Kürzeren. Als sich diese wieder einmal in einem Wutausbruch aus ganz nichtiger Veranlassung austobte, ging es zwischen den Eheleuten so hart zu, daß der verzweifelte Giovanni aus Furcht vor seiner Xantippe keine andere Rettung mehr sah, als aus dem Fenster des Oberstockes auf den Hof zu springen. Offenbar gibt es aber Schutzengel für unschuldig verfolgte Ehemänner, denn wie durch ein Wunder landete Giovanni bei der unfreiwilligen Akrobatik, bis auf eine leichte Verstauchung des Fußes und kleine Wunden, heil und gesund auf dem Boden.

Das Land mit 800 Sprachen.

Auf einem Treffen südafrikanischer Kirchenväter in Capetown machte eine Theologin folgende aufsehenerregende Feststellungen. Sie teilte den versammelten Religionswissenschaftlern und Pastoren mit, daß allein in Südafrika 800 verschiedene Sprachen gesprochen werden. Die Bibel, so führte sie weiter aus, sei in Südafrika aus diesem Grunde schon in 218 dieser Sprachen übersetzt worden. Weitere Anstrengungen, die Heilige Schrift in alle südafrikanischen Sprachen und Dialekte zu übertragen, werden zweifellos folgen. Allein wenn man es jetzt erst bis zu einem Viertel der erforderlichen Übersetzungen gebracht hat, so fragten sich die Versammlungsteilnehmer beklommen, wann sollen dann erst die Übersetzer vollständig mit diesen schlimmen Folgen der babylonischen Sprachenverwirrung fertig werden?

Galanterie am grünen Tisch.

Eine nicht mehr ganz junge Zeugin wurde vor einem Pariser Gericht gebeten, ihr Alter anzugeben. Die Dame sah sich im Saal um und erblickte eine Menge Zuhörer. Da wandte sie sich zum Richter und bat ihn, „galant" zu sein und von dieser Frage abzusehen. Der Richter erklärte ihr, daß das Gericht „Galanterie" nicht kenne, aber auch nicht neugierig sei. So bewies der Richter, daß er doch nicht ungalant war. Und die Dame machte ihre Aussagen, ohne ihr Alter verraten zu haben.





„Das ist der Sohn unseres neuen Nachbars, Mutter! Wir haben eben Freundschaft geschlossen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.